



Nr. 190.

Dienstag, den 16. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buger.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Im Alter von elf Jahren kam ich in die Lateinschule nach Augsburg, fuhr Schwarzwild fort. „Es war der Wunsch meines Wohlthäters daß ich einmal ein würdiger und tüchtiger Geistlicher werden sollte. Die ersten Jahre meiner Studienzeit hatte ich auch den ehrlichsten Willen, diesem Wunsche zu entsprechen, allein in Augsburg sah ich häufig militärischen Übungen zu und das vom Vater ererbte Soldatenblut wurde in mir lebendig. Bald darauf erschien mir das Militärleben im allgemeinen und der Leutnant im besonderen als das erstrebenswertheste Ziel. Es fiel mir schwer, als ich dem Herrn Pfarrer eines Tages — ich hatte damals die vierte Klasse hinter mir — meinen Herzenswunsch eingestehen mußte. Der würdige Herr war anfangs zänklisch verstimmt. Um so mehr überraschte und freute es mich, als er mir noch ein paar Tagen mittheilte, er habe in meiner Sache bereits Schritte gethan, und an einen höheren Offizier nach München geschrieben. Ich kam in's Kadettenkorps, und da mein Vater Kriegsinvalide war, erhielt ich dortselbst im ersten Jahre eine halbe und dann eine ganze Freistelle.

Während der Ferien, die ich stets im Pfarrhause verlebte, war ich täglich stundenlang in Rosas Gesellschaft.

Der Kreis, in dem ich außer der Ferienzeit ständig verkehrte, hatte mit der Zeit wohl meinen Geschmack geläutert und meine ehemaligen harmlosen Lebensanschauungen geändert. Der lieben Jugendspielin gegenüber aber vollzog sich nur insofern ein Wandel in mir, als die frühere kindliche Zuneigung zur starken, unausrottbaren Liebe wurde. Ich hatte nur zwei Menschen auf der Welt, die meinem Herzen nahe standen: Meinen elten Wohlthäter und das Sängerröckle. In einsamen Stunden ergriß mich oft eine verzehrende Sehnsucht nach dem Mädchen, und die heimathlichen Gesänge, auf denen ich als Knabe die Kühe hütete, erschienen mir heute noch als ein verlorenes Paradies.

Rosa und ich waren achtzehn Jahre alt geworden, hatten aber noch nie über unsere gegenseitigen Gefühle gesprochen. Der Unterschied in der gesellschaftlichen Stellung und unserm Wohlstand machten eine spätere Verbindung unmöglich und dieses Bewußtsein legte uns beiden Zurückhaltung auf. Dem süßen Zauber ihrer Gesellschaft konnte ich aber nicht widerstehen. Zuweilen kamen die beiden Sänger auf einige Tage nach Hause, und dann verlebte ich in dem kleinen Künstlerheim, in dem ich ein gern gesehener Gast war, gemuthliche, unergreifliche Stunden.

Eines Tages brach in meinem Heimathsdorf ein größerer Brand aus, der auch das Häuschen der weißen Sänger in Asche legte. Zur damaligen Zeit gab es noch keine Feuerversicherungen; mein Heim brannte nieder, der kam in der Regel an den Bettelstab. Rosa hatte von nun an kein Heim mehr und zog mit ihren Angehörigen als Blüthenpielerinnen durch die Welt. Ich sah sie mehrere Jahre nicht mehr, und wir unterhielten auch keinen Briefwechsel; nur an meinen Namensstage und zu Neujahr

schickte sie mir regelmäßig einige Zeilen, die ich Mangels einer sicheren Adresse nicht beantworten konnte.

Ich war bereits fünf Jahre Leutnant in Augsburg, als ich am Sylvestermorgen 1863 von ihrem Vater einen Brief erhielt: in dem er mich bat, ich möchte unverzüglich nach Schrobenhausen kommen, da Rosa schwer erkrankt sei und dringend nach mir verlange. Ich nahm sogleich einen kurzen Urlaub und begab mich auf den Weg. Die Bahnlinie Augsburg-Schrobenhausen-Ingolstadt existierte damals noch nicht, und ich zog den Fußmarsch einer langweiligen Omnibusfahrt vor. Es war bereits Nacht, als ich in Schrobenhausen im Quartier der weißen Sänger eintraf. Rosa's Onkel, eine sympathische Erscheinung mit schneeweißen Haaren, und langem, wallendem Barte, kam mir in der Wirthsstube entgegen und führte mich nach kurzer, erster Begrüßung in das Krankenzimmer. Rosa lag halb aufgerichtet im Bette. Ein Schimmer der Freude flog über ihr bleiches Gesicht, als ich ihr schmerzlich ergriffen die Hand reichte. Ihr Vater, der seinem Bruder zum Verwechseln ähnlich sah, lag am Bette. Bei meinem Eintritt erhob er sich und drückte mir stumm die Hand.

Es waren mehr als sieben Jahre her, seit ich Rosa zum letztenmal gesehen hatte, und doch glaubte ich, als ich an jenem Sylvestertage an ihrem Krankenlager saß, wir seien niemals getrennt gewesen. Nach einiger Zeit fragte ich sie mit leiser Stimme, warum sie in den vielen Jahren mir nie Gelegenheit gegeben habe, mit ihr zusammen zu treffen.

„Ich war stets bei Dir im zweiten Gesicht,“ erwiderte sie mit schwacher Stimme. „Mein Verhelfen war nothwendig zu Deinem und meinem Besten. Ich weiß, daß Du mich ebenso liebst, wie ich Dich liebe.“

„Und willst Du mir auch in Zukunft alle Möglichkeit benehmen, Dich zu treffen?“ fragte ich.

„In Zukunft?“ versetzte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Dann seh' sie mich lange schweigend an, und ihre großen schönen Augen glänzten seltsam als sie fortfuhr: „Ich hoffe, Otto daß ich immer um Dich sein kann, bis wir uns wiedersehen.“

Eine trübe Ahnung beschlich mich. Ich konnte meinen Schmerz nicht mehr zurückhalten und mußte weinen.

„Wir sehen uns wieder, Otto, — nach vielen Jahren“, fuhr sie fort, und ihr Blick nahm jenen starren, geistesabwesenden Ausdruck an, den ich schon als Knabe wiederholt an ihr beobachtet hatte. „Ich seh' den Ort — ein Wald — ein Park ist es. An den Ufern eines ruhig fließenden Baches und über diese hinaus stehen Lärchen, Kiefern, Ahornbäume. Auf den beiden Seiten steigen grüne Höhen an: Haselnuß- und Eichen- dorngebüsch zieht sich hinan. Pulverdampf — Kampfbende, Verwundete, Tödt — — Otto, dort — dort.“

Sie brach plötzlich ab, und ihr Kopf sank in die Kissen zurück. Mit umflorten Augen prüfte ich ihre Gesichtszüge und lauschte athemlos. Ihre Finger umschlossen krampfhaft meine Hand.

„Ach, mein armes Stünd!“ rief er plötzlich zu sich selbst.
„Der Leutnant, die Rosa ist nicht mehr.“
Einige Minuten später brüllte ich ihr die halbtagsgeschlossenen Augen zu. — Mein Augenlid war zu Ende.“
Edwarzwild hatte die letzten Worte mit bebender Stimme gesprochen. Nun saß er gesenkten Kopfes da und sann schweigend vor sich hin. Längere Zeit herrschte Stille; nur die Athemzüge der Schlafenden waren zu vernehmen.

Das war eine schöne, entsagungsvolle Liebe mit sehr traurigem Ausgang“, begann Ekstas endlich.

„Wollen wir nicht sentimental werden, alter Freund“, erwiderte Edwarzwild in seinem gewohnten Plauderton. „Die Zeit läßt bekanntlich alle Wunden vernarben, und auch ich bin alt und dick geworden, wie Sie sehen. Haben Sie noch einen Tropfen, lieber Hartfeld?“

„Mehrere Flaschen noch“, erwiderte dieser. „Verzeihen Herr Hauptmann, wenn ich bei Ihrer Erzählung darauf vergaß.“

„Bitte sehr, lieber Freund — einen halben Becher nach; danke vielmals, Prosit, meine Herren!“

„Sie haben ein warmführendes Herz, Herr Hauptmann“, sagte Berger, den der Schluß der Erzählung auffallend erregt hatte. Er erhob sich bei diesen Worten und trat zu Edwarzwild heran. „Prosit, Otto! Es gilt Edwarzwild.“

„Die Freundschaft des Herrn Majors ehrt mich sehr“, versetzte Edwarzwild freudig überrascht, indem er den Becher leerte.

„Ich habe Dich schon längst in mein Herz eingeschlossen, Otto“, sagte Berger herzlich, während sie sich die Hände drückten und mit Deiner Erzählung hast Du mir einen tiefen Blick in Dein Inneres gestattet. Eines interessiert mich sehr: Glaubst Du an das letzte Gesicht Deiner verstorbenen Verzeihung?“

„Ich glaube sicher, daß ich meinen Tod auf dem Schlachtfelde finde“, antwortete Edwarzwild. „Ich in diesem oder einem späteren Kriege, das weiß ich nicht.“

Wieder trat ein längeres Schweigen ein, das durch einen in der Dunkelheit aufstehenden Reiter unterbrochen wurde.

„Herr Adjutant, suchen Sie mich?“ rief Berger denselben an.

„Sowohl, Herr Major“, erwiderte dieser, rasch näher kommend. „Der Herr Brigadeführer läßt den Herrn Major bitten.“

„Wo ist der Herr General?“

„Bei Millicourt, Herr Major. Seine Excellenz, der kommandierende General, sind schon angelangt. Die Herren befinden sich von hier aus links des Weilers, auf dem im Bau begriffenen Wohnkörper Sedan-Moujon.“

„Danke, Herr Adjutant“, sagte Berger grüßend. Dann verabschiedete er sich rasch von Edwarzwild und den beiden Freunden. Hartfeld war auf den Adjutanten zugeeilt, um ihm einen Voller Wein anzubieten, den dieser dankend leerte. Dann hat Hartfeld, den Major, ob er ihn nicht bis zum Feststalle begleiten dürfe. Berger nahm das Anerbieten freudig an.

„Herr Major, ich gehe ungern nach Metz zurück“, begann Hartfeld, während sie rasch dahinschritten. „Ich möchte bei der Kampagne, möchte an der Seite des Herrn Major bleiben.“

„Das kann nicht sein, Hartfeld“, erwiderte Berger; „Sie sind ja verheiratet.“

„Mir ist so eigentümlich bang, Herr Major. Ich meine, es wäre besser, wenn ich bei der Kampagne bleiben könnte.“

„Sie sind krank, Hartfeld. Sie hätten in Remilly bleiben sollen.“

„Ich habe wohl Schmerzen, aber das macht nichts. Wenn ich nur da bleiben dürfte! Lassen mich der Herr Major bei der Kampagne! Mein rechter Arm ist gesund und meinen Zug kann ich führen. Ein mächtiges Gefühl zwingt mich, bei der Kampagne — beim Herrn Major zu bleiben.“

„Das könnte ich nicht verantworten, lieber Freund. Sie müssen sich unbedingt schonen“, sprach Berger bewegt. Dann schlang er plötzlich die Arme um den jungen Offizier. „Ihre Pünktlichkeit freut mich herzlich“, fuhr er mit überquellender Bärtigkeit und zitternder Stimme fort. „Auch Sie werden längst gefühlt haben, daß ich Ihnen mehr bin als ein wohlwollender Vorgesetzter. O Gott, ich darf ja nicht sprechen! Nehmen Sie diesen Brief, Hartfeld. . . man weiß nicht, wie der Zufall — Sie dürfen ihn aber nur abgeben, wenn . . . Sie wissen schon. Und sagen Sie Ihrer Mutter, ihr unglücklicher Mann habe ihr keinen Groll nachgetragen; er habe sie geliebt bis zum letzten Athemzuge. Sagen Sie ihr . . . Ich muß gehen — leben Sie wohl, lieber Freund! Wenn ich fallen sollte — der Brief wird das Dunkel lichten. Sie werden dann das Elend Ihres Vaters ermessen können und sein Schicksal beweinen. Gehen Sie zum Vivat zurück. Auf Wiedersehen, Hartfeld!“

Berger, dessen Brust heftig arbeitete, brüllte dem Verwundeten die Hand, dann ging er rasch hinweg.
Hartfeld blickte dem in der Dunkelheit Entschwindenden mit unstillen Augen nach. „Armer tochter Vater!“ sprach er leise. „Du hast diesen Mann zum Freunde! Und meine Mutter hat Dich schuldig befunden!“

12.

Der eiserne Ring um Sedan war geschlossen. Der Flügeladjutant Napoleons, General Reille, hatte dem großen König Wilhelm, der auf der Marée den Gang der Schlacht verfolgte, den Degen seines Kaisers überbracht. Die Sonne verschwand soeben hinter dunkeln, scharfgeformten Wolkennissen, die wie ein fernes Gebirge die westlichen Höhen des Massifales überragten. Sie hatte in den Morgenstunden mit einem dichten Nebel gerungen und brannte dann mit sengender Gluth auf die kämpfenden Heere herab, bis die Würfel gefallen waren. Gegen Abend wurde der letzte Durchbruchversuch der Franzosen abgelehnt. Mit der von einem Tag verspäteten Lösung: Carignan-Monmouth! führten die todessüchtigen Reiter-Scharen der Generale Marguerite und Gallifet, einer unaufhaltamen, alles verheerenden Lawine gleich, durch die Ebene von Joigny; aber die tapferen Helden erlagen dem ruhigen wohlgezielten Feuer der deutschen Infanterie, und lange blutige Wälle von Mensch- und Pferdeleibern bedeckten den grünen Aisneplan. Dann eilten die Trümmer der geschlagenen Armee in wilder Flucht hinter die Mauern der Festung.

Der ununterbrochene, betäubende Kanonendonner der gewaltigen Schlacht begann zu schweigen; in der Ferne nur rollten noch dann und wann vereinzelte Schüsse. Nun drängten die Mündungen von achthundert deutschen Geschützen auf die im Thalgrunde liegende Festung, von deren Thoren und Zitadellen die weichen Fahnen wehten. Aus den grauen, meist schiefergedeckten Häusern Sedans schlugen rothglühende Feuergeräthe in die Höhe, und eine düstere langgestreckte Rauchwolke lag über der Stadt, die den Hintergrund der Landschaft verhüllte. Ueber dem weiten Schlachtfelde schwebten noch die weichen, zähen Pulverdämpfe der eben versumpften Geschütze und auf allen Seiten flackerten die Wurfgeschütze, züngelten die Flammen brennender Dörfer und Einzelhöfe zur dunkelnden Himmelshöhe empor.

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt

Ein begnadigter Löbtauer. Aus Dresden wird gemeldet: König Georg hat anlässlich seines 72. Geburtstages 72 Strafgefangenen die Freiheit geschenkt. Unter den Begnadigten befindet sich der Bauarbeiter Schmieder, der derzeit in dem Löbtauer Straßengraben dem Schwurgericht zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist. Nurmehr haben bis auf den Bauarbeiter Spahr sämtliche derzeit Verurtheilte das Zuchthaus verlassen und die Freiheit wieder erlangt.

Ein kühner Spion. Eine kühne That hat der russische Soldat Volkow vollbracht, der durch die japanischen Linien ging und sicher zurückkehrte. Russische Blätter veröffentlichen folgenden Bericht darüber, den er selbst gegeben hat. „Ich rasirte mir vorn das Haar ab wie ein Chinese band einen Jopis an und klebte mich wie ein Chinese, mit Pantoffeln und Kappe. Während eines Kreuzfahrens am 19. Juli ergriff ich dann die Gelegenheit und schlüpfte durch die japanischen Linien. Sie gingen gerode gegen unsere Truppen vor und waren damit so beschäftigt, daß ich unbemerkt und sicher durch ihre Stellungen kam und Abends in das Dorf Arthaisa gelangte.“ Nachdem Volkow dann mehrere andere Dörfer besucht und Nachrichten über die japanischen Streitkräfte eingezogen hatte, begannen seine wirklichen Abenteuer. „Plötzlich kam eine Kavallerieabtheilung von ca. 20 Mann mit einem Offizier auf mich zu. Der Offizier ritt näher und fragte mich in Chinesisch, wo die Russen ständen und wie stark sie wären. Ich wollte mein Leben theuer verkaufen, denn ich wußte jetzt, daß ich verloren war, wenn ich in die Gefangenschaft gerieth. Ich zog also meinen Revolver, und als zwei Soldaten sich näherten, gab ich zwei Schüsse auf sie ab, so daß beide fielen. Dann feuerte ich auf den Offizier, der auch hinstürzte, und gab noch vier Schüsse auf vier andere Leute ab. Die Soldaten verloren den Kopf und ritten davon; ich sah noch, daß die vier Mann, auf die ich geschossen hatte, schwer verwundet aus dem Sattel fielen. Dann sprang ich auf eines der Pferde und gallopierte davon. Es ging um mein Leben, denn ich mußte durch die feindlichen Linien hindurch; aber zum Glück sah ich unsere Vorposten und ritt ins Lager, wo ich sogleich vor den General Samsonow geführt wurde, um ihm über meine Erlebnisse zu berichten.“

Einer jungen Freundin ins Album.

Zwei Rosenknospen wunderhold,
Die standen auf grüner Aue,
Bestrahlet von der Sonne Gold,
Geführt vom Maientaue.

Noch war der Kelch geschlossen fest,
Umhüllt von grünen Blättern,
Vor kaltem Nord, vor feuchtem West
Vor Stürmen und vor Wettern.

Doch tief in grüner Hülle war
Ein wunderbares Walten,
Drin sollte sich das Knospenpaar
Zu prächt'gen Rosen entfalten.

Doch eins der Knospeln wollte nicht
Die rechte Zeit abwarten.
Es wollte schon'n der Sonne Licht
Und wollte glänzen im Garten.

Und drängt vorwärtig sich heraus
Aus schützender Hülle Schöße
Und breitet stolz die Blätter aus
Und dünkt sich eine Rose.

Doch ach zu zart noch war der Bau
Der Blätter, schwach gerötet;
Der Tage Glut, der Nächte Tau
Hatten Röslein schnell getödet.

Das andre Knospeln hielt sich tief
Im Blätterdach verborgen,
Bis es die Zeit ins Leben rief
An einem sonn'gen Morgen.

Nun ist die Rose aufgeblüht,
Bestrahlet vom Sonnengolde,
Daß jeder, der vorüberzieht,
Sich freut und preist die Hölde.

Orthographische Schwankungen.

Eine philologische Plauderei von Ferdinand Runkel.

(Nachdruck verboten.)

Unser geliebtes Deutsch ist eine von den Sprachen, die fast ständig orthographischen Schwankungen unterworfen ist. Warum? Ich glaube, das liegt nicht sowohl an der Sprache selbst, als an denen, die sie sprechen, oder vielmehr denen, die sie schreiben und sich wissenschaftlich damit befassen.

Schon in der mittelhochdeutschen Periode finden wir keine feststehende Orthographie, und in der Uebergangszeit zu dem Neuhochdeutschen waren die Begriffe der Schreibung in einem noch größeren Wirrwarr als heute, wo wir ja bekanntlich drei Orthographien besitzen, die alle drei gleichmäßig in Geltung sind und von den gebildeten Deutschen gelesen und getrieben werden, ganz abgesehen davon, daß einige originelle Köpfe unter den Professoren der deutschen Philologie eine ganz individuelle Orthographie schreiben, die ihnen von ihrem wissenschaftlichen Gewissen diktiert ist und daher bei den Behörden, die, wie ich gern zugeben will, mit möglichst unwissenschaftlichen Prinzipien unsere Orthographie umgestalten, weit mehr Beachtung verdienen sollte, als es der Fall ist.

Wilhelm Braune in Heidelberg, unzweifelhaft einer unserer schärfsten kritischen Denker auf dem Gebiete der deutschen Sprache, befreit sich einer Orthographie, die einige durchaus beachtenswerte Neuerungen aufweist. Zunächst hat er streng den kleinen Buchstaben durchgeführt; er schreibt nur den ersten Buchstaben des Satzes und die Eigennamen groß. Darin folgt ihm auch, wenigstens soweit es die von ihm herausgegebenen Grammatiken betrifft, Paul und die anderen Bearbeiter, was aber offenbar auf seinen Einfluß zurückzuführen ist; denn Hermann Paul schreibt in den von ihm persönlich herausgegebenen Werken noch große Anfangsbuchstaben. Streng den kleinen Buchstaben durchgeführt hat der Rostocker Germanist Golther, wobei er die Anrede in Briefen auschließt. Noch erwähnt sei, daß Braune das *dt* verpönt und „verwant“ statt verwandt schreibt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine strikte Durchführung des kleinen Buchstabens eine ungeheure Vereinfachung unserer Orthographie bedeuten würde. Man bedenke nur, welche

eine Ersparnis an Schreibmaschinenteilen einerseits und Gedankenarbeit der Maschinenschreiber andererseits erspart würde. Aber man müßte dabei auch ganz radikal sein und den großen Buchstaben überhaupt in der Versenkung verschwinden lassen; er ist tatsächlich unnötig. Und warum soll man sich nicht ganz leicht daran gewöhnen, auch den Eigennamen klein zu schreiben. Eine Verwechselung würde wahrscheinlich nicht eintreten, und der Unterschied zwischen Eduard und Pfeifenkopf wäre auch bei kleinen Buchstaben jedem ohne weiteres klar.

In früheren Jahren versuchte einmal Wackernagel eine neue Orthographie, und zwar eine äußerst radikale. Er beschränkte das *h* so außerordentlich, daß es nur in den allernotwendigsten Fällen stehen blieb. Dabei hatte er aber die Marotte, daß *ss* im Auslaut Lang- und Schluß-, also „Ross“ statt Ros.

Was unsere drei jetzt gepflegten Orthographien betrifft, so sind sie alle unzulänglich und decken sich nicht mit der historischen Entwicklung der Sprache. Das *h* nach *t* nicht zu schreiben, ist zweifellos falsch, und es ist ein Akt der Willkür, den Hochlaut auszusprechen, wo wir ihn eigentümlicherweise wieder sprechen.

Ich bitte den Leser, den Versuch zu machen, irgend ein Wort mit *t* zu sprechen: Tat, Tier, Tor, und er wird dabei die Beobachtung machen, daß es unmöglich ist, das reine, scharfe *t* zu sprechen. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte, daß er dort, wo das reine *t* geschrieben wird, also in Tod, Tasse u. s. w., wenn er sich nicht besonders anstrengt ein *h* hinter dem *t* mitklingen fühlt.

Wir befinden uns also in einer neuen Lautverschiebung, wie sie die deutsche Sprache bekanntlich schon einmal durchgemacht hat.

Ich will hier nicht näher auf die Gesetze der Lautverschiebung eingehen, nur kurz andeuten, daß es zwei gegeben hat, von denen eine eine Konsonantenveränderung im Fortschritt des Lateinisch-Griechischen zum Germanischen hervorrief, die andere eine solche innerhalb des Deutschen, und es veränderte sich dabei das *t* in *th* neben verschiedenen anderen Änderungen, auf die wir nicht näher eingehen brauchen.

Wenn wir also heute empfinden, daß Worte mit reinem *t* durch einen Hauchlaut infiziert werden, so stehen wir vor dem Gesetz der Lautverschiebung, dem sich unsere Sprache nicht entziehen kann, denn die Lautverschiebung hat sich als ein unüberwindliches Naturgesetz offenbart, dem durch keine amtliche Orthographievorschrift gesteuert werden kann.

Ueberraschende Beobachtungen machen wir dabei, wenn wir den Dialekt prüfen. Der fränkische Bauer z. B. kümmert sich natürlich in seiner Weise weder um die alte, noch um die Puttkamerische, noch um die neueste Orthographie, sondern er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und in seiner Sprache vollzieht sich mit verblüffender Deutlichkeit das uralte Gesetz.

Beobachten wir, wie er *Tor* (*Tor* gleich *Dummkopf*) und *Tor* gleich *Pforte* spricht, die ja bekanntlich nach der Puttkamerischen Orthographie beide mit *th* geschrieben wurden. *Tor* gleich *Pforte* spricht der fränkische Bauer wie *Dor*, *Tor* gleich *Dummkopf* aber hart, wie es geschrieben wird. Welche überraschende Schärfe in der Auffassung! *Tor* gleich *Pforte* ist bekanntlich ein Fremdwort, das auch im Griechischen mit *th* geschrieben wird, und das nach dem korrekten Gesetz der Verschiebung im Deutschen mit *d* geschrieben werden müßte, wie es ja im englischen *door* auch geschieht.

Dagegen spricht der fränkische Bauer *Tier*, das ja nach der alten Orthographie mit *th* geschrieben werden müßte, wie *Dier*. In dem Gesetz der Lautverschiebung verwandelt sich *th* in *d*. Man sieht also, daß das uralte Naturgesetz im Dialekt schon wirksam ist, und daß man in Folge dessen nach keiner Richtung hin die Berechtigung anerkennen darf, das *h* nach *t* zu entfernen.

Aber mit solchen Kleinigkeiten gibt man sich in der orthographischen Konferenz nicht ab. Daher kommt es, daß sich zu der jetzt festgestellten Orthographie die meisten, wissenschaftlich geschulten Leute nicht verstehen können, ganz abgesehen davon, daß durch das Verschwinden des *h* die Wortbilder eine unangenehme Änderung erfahren.

Wenn ich mich trotzdem dazu verstehe, die von allen Behörden angenommene Orthographie ohne *h* zu schreiben, so tue ich es und empfehle es auch allen anderen, um eine Einheitlichkeit zu erzielen; denn der Zustand, wie er augenblicklich besteht, ist nachgerade unhaltbar, und ich vertrete den Standpunkt: Lieber etwas weniger wissenschaftlich, wenn es nur einheitlich ist!



Ein englischer Prediger, der sich über einen Weber ärgerte, der in der Predigt einschief und laut schnarchte, rief mit donnern-der Stimme von der Kanzel herab: „Wach' auf, John Thomson!“ — „Ich schlafe nicht,“ antwortete dieser schlaftrunken. — „So kannst Du mir wohl wiederholen, was ich zuletzt gesagt habe?“ — „Warum nicht! Wach' auf, John Thomson! haben Sie gesagt!“

Als Voltaire auf einen Grafen eine heifsende Satyre verfaßt hatte, ließ dieser ihm aufpassen und ihn durchprügeln. Voltaire beklagte sich bei dem Könige und sagte: „Ich hoffe, Eure Majestät werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen?“ — „Was Sie verlangen, ist schon geschehen,“ erwiderte der König.

Ein Reisender kam in ein Dorf, wo er alles zerlumpt und lauter zerfallene Hütten antraf. — „Ihr müßt wohl sehr arm sein,“ sagte er zu einem Bauer. — „Wir arm?“ erwiderte der Bauer. „Bei uns ist alles voll Herrlichkeit: unsere Güter sind grundherrlich; der Zehnten ist pfarrherrlich, einige Wiesen sind lehns herrlich, einige Acker vorgherrlich, die Ländereien gutscherrlich und die Waldungen landesherrlich.“

Ein gewisser Lessing. Unter dieser Ueberschrift lesen wir folgende Anekdote, die Rochlitz in Leipzig zu erzählen pflegte, die aber in weiteren Kreisen noch wenig bekannt geworden. Rochlitz war in seiner Jugend Zögling der Leipziger Thomasschule, die damals unter Leitung des Rectors Fischer, des bekannten Herausgebers des „Anakreon“, stand. Die poetische Ader des jungen Rochlitz tat sich frühzeitig kund, aber freilich in einer verpönten Richtung: statt sich in griechischen oder lateinischen Hexametern oder Pentametern zu ergießen, überströmte sie von deutschen Reimversen, man wollte sogar von dramatischen Versuchen seiner jugendlichen Feder wissen. Der Rector Fischer, dem dies zu Ohren kam, ließ Rochlitz, den er als fleißigen und talentvollen Schüler wert hielt, auf seine Stube kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein lieber Rochlitz, Er ist auf dem besten Wege, die schönen Gaben, die Ihm unser Herrgott verliehen, unverzeihlich zu mißbrauchen. Er ahnt vielleicht noch gar nicht, wohin solches Treiben zuletzt führen kann. Da will ich Ihn ein abschreckendes Beispiel aus meiner Jugend erzählen. Ich machte auf der Universität die Bekanntschaft eines jungen Menschen von schönen Anlagen und Kenntnissen. Latein und Griechisch hatte er aus dem Grunde studiert; er las den Thucydides, ja, den Aristophanem, daß es eine Lust war, und wir lasen sie zusammen. Nun seh' er einmal: Der junge Mann geriet in die Gesellschaft von Komödianten und Zeitungsschreibern und verwarf sich total; seine Klassiker blieben liegen, er lief ins Theater, und am Ende wurde er selber nichts Besseres als ein Komödienschreiber. Wenn Er seinen Namen wissen will“ — hier drehte sich der alte Fischer auf seinen Absätzen herum — „es war ein gewisser Lessing!“

Blitze in die Welt. Wenn unter den Trofesen und Schoktans ein Kind in der Zeit stirbt, während der es in der Wiege getragen zu werden pflegt, so wird es begraben, und die trostlose Mutter füllt sodann die Wiege mit schwarzen Federn in den Teilen an, wo der Körper des Kindes lag. Sie trägt die Wiege bei sich, ein Jahr und noch länger, mit eben der Voracht, als lebe ihr Kind noch und liege darin; oft liegt oder steht diese Wiege neben der Hütte, in der die Frau den ganzen Tag mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ist, und die Mutter spricht und schwagt so vertraulich und liebevoll, als redete sie mit ihrem geliebten Kinde, nicht bloß mit der Wiege, in der es sonst lag. Die Liebe dieser Weiber zu dem verlorenen Kinde ist so stark und so dauernd, daß, wie schwer und drückend auch die Last, die sie zu tragen haben, wie beschwerlich auch der Weg sein möge, auf dem sie gehen, sie diese Wiege dennoch Tag für Tag bei sich tragen.

Die Entstehungsgeschichte mancher Spiele, die oft, wenn man der Sage Glaube schenken darf, nicht aus Wohlleben oder Neugierde entsprungen, sondern als Gegengewicht der bittersten Not erfunden worden sind, ist merkwürdig. So erzählt Herodot, daß das Brettspiel, als dessen Erfinder Laetantius den Palamedes nennt, von den Lydiern zur Zeit einer großen Hungersnot erfunden worden sei, indem sie nur den einen Tag etwas genossen, den anderen aber, um den Hunger zu vergessen, beim Brettspiel zugebracht hätten. Indessen wird wohl nur soviel gewiß sein, daß die Brettspiele vom Orient gekommen sind, wäh-

rend man in der Mühle eine Beziehung auf das Labyrinth erblickt und sie deshalb für ägyptischen Ursprunges hält. Den Griechen und Römern waren (nur unter anderem Namen) fast alle jetzt gebräuchlichen Brettspiele bekannt. Die „Stadt“ der Griechen scheint mit unserm Schach- und Damenspiel einige Ähnlichkeit gehabt zu haben; die einzelnen Felder der Spieltafel hießen wieder Städte, und es kam darauf an, die Steine des Gegners festzusetzen oder abzusperren. Der Stein, der zwischen zwei feindlichen zu stehen kam, wurde geschlagen, wie bei uns. Der Ludus latrunculorum der Römer war ähnlich unserm Schach oder eine Art Belagerungsspiel, bei dem man die Steine des Gegners schlagen oder festsetzen mußte, während der Ludus duodecim scriptorum mehr ein Glücksspiel repräsentierte, wobei das Vorrücken der Steine auf den zwölf Ecken der Tafel von den Würfeln abhing; die Tafel muß daher ganz so ausgesehen haben, wie unser Puff- oder Critikalbrett, das bekanntlich aus zwei kongruenten und zu einem Oblongum verbundenen Quadraten besteht, auf deren Langseiten sich je zwölf Pyramiden von abwechselnd heller und dunkler Färbung zeigten; auf diesen Pyramiden wird dann eine Art Wettlauf vorgenommen, bei dem es, trotz der vom Zufall entgegengeworfenen Hindernisse, auf deren Klügste Umgehung oder Beseitigung, sowie auf die möglichst baldige Erreichung des Zieles ankommt. Mit der Verbreitung römischer Kultur über das ganze westliche Europa sind dann all diese Spiele zu den romanischen und germanischen Völkern gekommen.

Glückswechsel. Fürst G. . . in Petersburg spielte gern und hoch. Eines abends hatte er sich auf eine Partie eingelassen, bei der er Ländel und Güter, Bauern und Renten — kurz alles verlor. Es blieb ihm nichts als sein Wagen, der ihn vor der Tür erwartete; er setzte ihn ein und — sogleich war auch er verloren. Darauf folgten die Pferde dem Wagen nach. „Ich habe das Geschirr nicht mitgeführt, das silberbeschlagnene Geschirr, das erst gestern von Paris angekommen ist. . .“ Man spielt um das Geschirr. Da plötzlich wendet sich das Glück und wird dem Fürsten so günstig, als es ihm vorher abhold gewesen; in wenigen Stunden war er wieder im vollständigen Besitz des Verlorenen. — Fürst G. . . spielte seit jenem Abend nicht wieder. In seinem prächtigen Palais zu Moskau hat er das Geschirr in einem Glaseschrank aufgehängt und zeigt es Freunden und Bekannten als ein Zeichen des Glückswechsels und — seiner Besserung.

Englisch. Einer der früheren Herzöge von Devonshire war das echte Muster eines phlegmatischen Engländer, den nichts aus seiner Ruhe bringen konnte. Eines Abends war er noch spät im Klub zurückgeblieben und las Zeitungen am Kamin. Nur noch ein alter Herr war gegenwärtig, der in derselben Beschäftigung am anderen Ende des Feuers saß. Gegen Morgen kommt der Diener herein, um neue Lichter anzustechen, und bemerkt sogleich, daß dem alten Herrn sein Journal entfallen ist, er selbst aber über der Stuhllehne hängt. In der Meinung, er sei eingeschlafen, nähert er sich, um das auf der Erde liegende Blatt aufzuheben, ruft aber, als er die entstellten Züge des Mannes gewahrt wird, mit Schrecken aus: „Mein Gott, der Herr ist tot, der Schlag muß ihn gerührt haben!“ — „Freilich,“ erwiderte der Herzog, von seiner Zeitung aufsehend, „er ist schon seit einer Stunde tot!“



Lange wird die Nachwelt nennen
Jenen Helden, ruhmgekrönt,
Der einst gegen Sarazenen
Tapfer focht im Orient.
Mutig kämpft' er für den Glauben,
Und sein Schwert streckt' Mann und Roß;
Seinen Ruhm kann nichts ihm rauben,
Unbesiegt bleibt er stets groß.
Dieser Held, aus Fürstenstamme,
Hoch gefeiert im Gedicht, —
Wie prosaisch denkt, sein Name
Wird . . . verzehrt als Leibgericht!

Auflösung in der nächsten Nummer.